

# Unscheinbar

Roman

Andreas Pritzker

© 2017 Andreas Pritzker

Herstellung und Verlag:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt (D)

Umschlagbild: CanStockPhoto

ISBN: 978-3-7448-9054-0

Weitere Bücher von Andreas Pritzker  
werden vorgestellt auf  
[www.munda.ch](http://www.munda.ch)

Nora war eine unauffällige Person. Die Menschen nahmen sie nur zur Kenntnis, wenn sie ihnen in den Weg geriet. Sonst wurde sie einfach übersehen. Sie hingegen musterte die Menschen, die ihr ins Gesichtsfeld gerieten – wie wenn sie in deren Erscheinung etwas suchte.

Die Welt der Dinge nahm sie ebenso wahr. Die Pflasterung – streckenweise aus teuren Granitplatten. Hausfassaden zwischen Jugendstil und Moderne. Eine Wartebank. Die Linden. Die Trams mit Fronten wie Hundeschnauzen. Die Schaufenster mit Figuren, die ganz anders waren als die meisten Menschen. Doch in erster Linie galt ihre Aufmerksamkeit den Menschen.

Sie schritt mit ihrem Neffen Daniel durch die Bahnhofstrasse, und nach einer Weile fragte sie ihn, welche Menschen ihm unterwegs aufgefallen seien. Daniel konnte sich nur an aussergewöhnliche Erscheinungen erinnern, meistens Frauen, die er attraktiv fand. Aber den Arbeiter im roten Overall, der die Abfallkörbe leerte, hatte er nicht bemerkt. Und Nora hätte er ebenso wenig wahrgenommen, wenn sie ihm als Fremde begegnet wäre. Unterwegs blickte er sie manchmal von der Seite an, oft zweifelnd, wenn ihm das, was sie sagte, nicht gefiel. Sie hingegen beobachtete alles und dachte, der Junge geht blind und taub durchs Leben.

Sie warf ihm vor, er nehme bloss wahr, was sich ihm plakativ ankündige. Was sich ihm nicht sofort

augenfällig anbot, existiere gar nicht. Sie fragte ihn, ob er sich wenigstens zu dem, was er sehe, Gedanken mache. Ob er die Dinge, die sich unter der Oberfläche befänden, zur Kenntnis nehme. Nein, erklärte er. Wenn es da etwas gebe, das ihn betreffe, käme dies ohnehin früher oder später auf ihn zu.

„Und was, bitte, nützt es dir, wenn du alles genau beobachtest und dir Gedanken dazu machst?“

Darauf wusste sie keine Antwort. Die Gesamtheit wahrzunehmen, Unterschiede und Ähnlichkeiten zu erkennen, das Wahrgenommene zu überdenken, und dabei Zusammenhänge herstellen zu können, das gehöre einfach zu ihrem Wesen. Vielleicht helfe es ihr, die Welt zu begreifen.

„Und zu welchem Zweck willst du die Welt begreifen?“

Sie habe keine Ahnung, gestand sie. Sie tue es eben, und es bereite ihr Befriedigung. Zudem denke sie sich Geschichten aus zu dem, was sie sehe.

Er dachte nach und erwiderte: „Bei mir ist es anders. Ich kann meine Gedanken nicht einfach umherschweifen lassen. Ich fokussiere sie auf ein festgelegtes Ziel. Andernfalls könnte ich mein Studium nicht durchstehen.“

Und davon profitiere sie, meinte sie lachend. Daniel unterstützte sie bei Fragen der Informatik. Und zum Dank dafür hatte sie ihn zum Mittagessen eingeladen. Bei ihr zu Hause. Sie würde ihm einen Fleischkuchen mit Brät zubereiten. Den liebte er über alles. Eigentlich erstaunlich, wo doch die Jungen zum Vegetarismus neigten. Das Rezept entstammte der Sammlung von kostengünstigen Speisen ihrer

Mutter. Schon sie hatte den eigenwilligen Enkel damit zu sich gelockt.

„Haben denn die Geschichten, die du dir ausdenkst, irgendeinen Bezug zu dir selbst?“ wollte Daniel wissen.

Sie stutzte. Nein, sie beziehe die Geschichten nicht auf sich. Sie tue es ebenso wenig wie bei all den Romanen, die sie lese. Sie denke sich Geschichten aus, weil diese ihr neue Puzzlestücke der Existenz eröffneten, die nicht weniger real seien als die in der Welt, in der sie lebte.

„Und wie sehen denn diese Geschichten aus?“

Sie versuche etwa, sich in den Arbeiter, der die Abfallkörbe leere, zu versetzen. Was denke er sich dabei? Gut, dass die Menschen Kehrrecht produzierten, so habe er wenigstens eine bezahlte Arbeit. Oder finde er seine Tätigkeit sinnlos, weil sie nie zu einem abschliessenden Ziel führe? Vielleicht denke er sich überhaupt nichts dabei. Und wenn doch, teile er womöglich seine Gedanken mit einem Kollegen, wenn sie abends in einer Bar beim Bier sässen. Oder mit seiner Frau, wenn er beim Sonntagsspaziergang ins Sinnieren gerate. Oder er spreche darüber mit seinem Sohn, wenn dieser ihn frage, was er den ganzen Tag über mache.

Daniel setzte an, um etwas zu sagen, doch dann schwieg er.

Beim Hauptbahnhof stiegen sie ins Tram. Unterwegs regte sie an, Daniel könnte seinen Grossvater besuchen. Dieser habe Probleme mit seinen Hörgeräten, und Daniel sei bestimmt in der Lage, dem alten Mann zu helfen.

„Würde ich gerne, aber hab keine Zeit. Es stehen bald Zwischenprüfungen an, ich muss lernen was das Zeug hält. Daher muss ich auch gleich nach dem Mittagessen zurück an die Hochschule.“

Nora schaute durchs Fenster auf die vorbeiziehende Stadt. Der Herbst kündigte sich dieses Jahr früh an. Ein unangenehm kühler Wind strich durch die Strassen, die Wolken hingen tief und düster über den Häusern, das Tageslicht schimmerte dumpf und schien kurz vor dem Erlöschen, die Farben waren verschwunden, sie hinterliessen eine schmutzigräue Ansicht der Welt.

Als sie an der Tramhaltestelle vor ihrer Wohnung im Stadtkreis Seebach ausstieg, sah Nora eine junge Frau warten. Sie stand da, dünn, bleich und unscheinbar. Daniel gönnte ihr keinen Blick, sah nicht, wie sie das Gesicht verzog und ein Ohr mit der Hand bedeckte. Sie hat Schmerzen, murmelte Nora, und nun blickte auch Daniel hin, verwundert, dass seine Tante sich für so etwas interessierte. Nora blieb stehen. Sie hätte die junge Frau gerne mit ein paar mitfühlenden Worten getröstet, gefragt, ob sie ihr helfen könne, doch Daniel drängte sie, weiterzugehen. Aber ein dunkel gekleideter, weissbärtiger Greis mit hellblauen, wässerigen Augen näherte sich und stellte fest: „Sie haben Schmerzen im Ohr, man sieht’s.“

Die junge Frau stiess hervor: „Was geht das Sie an?“

Der Greis tätschelte ihr den Arm und erklärte: „Ich will nur helfen.“ Er legte die Hand auf das Ohr der jungen Frau. Die Umstehenden – und nun sogar

Daniel – blickten gespannt auf das Paar. Liess sich die Frau das gefallen? Sie liess es geschehen und rief nach einer Weile: „Der Schmerz ist weg!“

Der Greis sagte: „Sehen Sie.“

„Und was geschieht, wenn er wieder kommt? Kann ich dann zu Ihnen kommen?“

„Nicht nötig, denn Sie können sich selbst heilen. Sie müssen nur wollen, und fest daran denken, dass Sie den Schmerz aus ihrem Ohr hinaustreiben.“

Den Schmerz vertreiben nützt doch nichts, dachte Nora. Er hat doch bestimmt eine Ursache, und diese muss man angehen.

Ein Tram fuhr heran, die beiden Menschen stiegen ein, die junge Frau setzte sich ans Fenster, hielt sich immer noch am kranken Ohr fest und blickte verwundert drein.

Während Nora das Essen zubereitete, schaute sich Daniel in der Wohnung um. Er wagte gar einen Blick ins Schlafzimmer. Er kam in die Küche. Seine Miene strahlte Ablehnung aus. Er sagte: „Du solltest dich neu einrichten. Mit IKEA-Möbeln. Die ganze Wohnung würde sogleich freundlicher aussehen. Jetzt wirkt sie, Entschuldigung, miesig.“

Nora wollte wissen, was denn mit ihren Möbeln nicht in Ordnung sei.

„Alles alt und abgenutzt, und zusammengewürfelt. Für eine Studentenbude geht das ja, aber du bist fünfzig und verdienst doch ganz anständig.“

Seit siebenundzwanzig Jahren bewohnte Nora ihre Wohnung – ihre erste, nachdem sie bei den Eltern ausgezogen war. Anfänglich waren die beiden Zimmer fast leer gewesen. Sie hatte ein paar Möbel mitnehmen können, die von den Grosseltern stammten: einen Esstisch und sechs Tessinerstühle aus den 1930er Jahren, einen Kleiderschrank und eines der beiden Ehebetten, ein hässliches, altertümliches Lager mit Sprungfedern und einer Rosshaarmatratze. Im Verlauf der Jahre waren weitere Stücke hinzugekommen, alle vererbt mit Ausnahme eines modernen Betts, das sie selbst gekauft hatte.

Nun standen in der Wohnung Einrichtungsstücke von ihrer verstorbenen Mutter, und als ihr Vater ins Altersheim gezogen war, waren weitere Möbel hinzugekommen. Und wann immer ihr Bruder und seine Frau sich etwas Neues angeschafft hatten, war

das Alte regelmässig bei Nora gelandet. Immerhin hatte sie mit diesen Geschenken ältere Möbel ausgerangiert, sonst wäre die Wohnung noch voller gewesen. Ihr Blick streifte durchs Wohnzimmer. Der Esstisch war grösser als nötig, denn sie hatte kaum je mehr als einen Gast. Als sie ihn genauer betrachtete stellte sie fest, dass die Beine schon arg rampoliert waren, und die Tischplatte war übersät mit Flecken, welche sich verewigt hatten, so dass sie jeder Möbelpolitur standhielten. Auch der Cordbezug des Sofas trug die Spuren der Zeit. Einst dunkelrot, war der Stoff nun nur noch bräunlich, und die Rippen waren auf den Sitzflächen abgewetzt. Das Sofa war riesig, aber darin lebte sie. Sie lag dort und las, oder schaute einen Spielfilm am Fernsehen an. Und manchmal, wenn sie zu müde war um ins Bett zu gehen, zog sie die Decke über sich und schlief verkrümmt. Am nächsten Morgen stand sie mit Rückenschmerzen unter der Dusche und nahm sich vor, so etwas nie mehr zu tun.

Während sie den Tisch deckte, versuchte Nora, die Wohnung mit Daniels Augen zu sehen. So wie er die Welt sah, vermisste er bestimmt das Design. Sie musste zugeben, dass er Recht hatte. Die Wohnung war planlos gefüllt und dabei überfüllt worden. Die Möblierung war zudem unpraktisch. Sie erlaubte ihr nicht, Dinge, die zusammengehörten, beieinander einzuordnen. Doch schreckte sie vor einer Neueinrichtung zurück. Sie fühlte sich nicht in der Lage, ein solches Vorhaben auszuführen. Alles sprach dagegen. Sie fuhr kein Auto, sie kannte kaum jemanden, der ihr helfen würde, denn Daniel wagte sie nicht

auch noch hierfür in Anspruch zunehmen. Und sie hatte Angst, Geld auszugeben.

Daniel gab noch eins drauf. „Die Wohnung ist düster, erst recht bei diesem Wetter. Die Fensterfläche spottet jeder Norm, die Zimmer sind zu klein, der Balkon ist mickrig, selbst wenn kein Gartengrill drauf steht. Warum ziehst du nicht um und erneuerst dabei deine Einrichtung?“

Nora seufzte. Wozu etwas ändern, dachte sie. Sie konnte ihr Leben mit dem, was sie hatte, meistern. Ein Umzug hätte sie überfordert. Solche Angelegenheiten sind nichts für jemanden wie mich, dachte sie automatisch, und es war, wie wenn ihr dieser Satz ihr ganzes Leben lang eingepägt geworden wäre.

„Und noch was“, fuhr Daniel fort, „in der ganzen Wohnung hat es keinen Spiegel, in dem du dich in voller Grösse betrachten kannst. Kontrollierst du dein Aussehen niemals?“

Nora fand, sie brauche das nicht. Bei ihr gebe es nichts zu sehen. Sie kenne die Kleider, die sie morgens anziehe, sie wisse, dass sie zu dick sei, und das Gesicht sehe sie immerhin im Spiegel im Bad. Abgesehen von einer Tagescreme schminke sie sich nicht, und sie trage nicht umsonst eine kurze Frisur, die keiner Pflege bedürfe.

Daniel zuckte mit den Schultern und setzte sich zu Tisch. Sie blickte ihn an und merkte verwundert, dass er – oder sonst jemand – noch nie diese Themen aufgeworfen hatte. Und dann wurde ihr bewusst, dass Daniel durchaus in der Lage war, seine Umwelt wahrzunehmen, wenn er wollte, und sich erst noch Gedanken dazu zu machen. Ich blöde Kuh, dachte

sie. Und ich lebe tagaus tagein in dieser Wohnung und nehme sie gar nicht wahr.

Sie fand, sie müsse sich bei ihrem Neffen für seine Ratschläge bedanken, auch wenn sie diese nicht befolge. Daniel grinste. „Ich habe schliesslich deine Ratschläge auch nicht befolgt. Erinnerst du dich, wie du mir empfohlen hast, gegen meine Pickel reines Wasser zu trinken, täglich einen Liter? Das habe ich nicht getan, weil ich nicht daran glaubte. Hätte ich vermutlich, wenn ich diesen Tipp in der Zeitung oder in einer Fernsehsendung gefunden hätte. Woher hattest du eigentlich die Idee?“

Nora erklärte, es sei ein altes Hausrezept. Sie habe es im Roman einer amerikanischen Autorin gefunden. Eine Negermutter erteilte ihrer Tochter diesen Rat. Sie wisse schon, fuhr Nora fort, dass heute niemand erwartete, reines Wasser könne etwas bewirken. Es müsse eine Medizin her mit einer möglichst natürlichen Substanz, sonnengetrocknete Austern oder ausgepresste Lianen aus dem Regenwald, der Saft mit Meeressand gefiltert, damit die Menschen an eine Wirkung glaubten.

„Nun übertreibe nicht, Tantchen“, rief Daniel. ‘Tantchen’ nannte er sie nur, wenn er verärgert war. Dann sah er, dass sie lächelte, und lachte mit.

Beim Essen kam Daniel auf die Informatik zu sprechen. Noras Chef, Rechtsanwalt Grief, in dessen Kanzlei sie alle möglichen Schreibarbeiten sowie die Buchhaltung erledigte, hatte ihr nebst Kaffeekochen und dem Verwalten der Akten den PC-Support aufgebremmt, nachdem der junge Mitarbeiter, der diese Aufgabe nebenbei erledigt hatte, ausgetreten war. Sie

hatte sich weigern wollen, aber Grief hatte gesagt, falls sie die Aufgabe nicht übernehmen könne, müsse er sich nach einer jüngeren Kraft umsehen.

Für ihre Schreibarbeiten sowie die Buchhaltung benützte sie einen PC. Sie hatte einen Einführungskurs in Windows und Office besucht, und das Buchhaltungsprogramm machte ihr dank ihrer Erfahrung keine Probleme. Sonst hatte sie von Informatik so gut wie nichts verstanden. Grief hatte das eingesehen und ihr auf Kosten der Kanzlei einen Vertiefungskurs zugestanden. Da er für die Kurskosten aufkommen war, hatte Grief entschieden, dass die zusätzliche Funktion keine Lohnaufbesserung verdiene.

Grief, der sechzigjährig war, weigerte sich, einen Computer zu bedienen. Er war sogar stolz darauf, dass er die Informatik kaum nutzte. Dies tat seine Assistentin Saskia für ihn. Ausser für Nora und Saskia gab es noch einen PC für den jungen Rechtsanwalt, der sich in der Kanzlei die Sporen abverdiente, bis es ihm langweilig wurde und er einem ähnlichen Nachfolger Platz machte. Die jungen Männer konnten die wichtigsten Anwendungen des Officeprogramms benutzen, hatten aber von der Wartung der Software keine Ahnung. Und wenn irgendetwas nicht funktionierte waren sie ratlos. Sie alle fanden, für das reibungslose Funktionieren dieser Instrumente müsse der Arbeitgeber sorgen, indem er einen Spezialisten beauftrage.

Der Vertiefungskurs war von einer jungen Frau durchgeführt worden. Sie hatte vor den Augen der

Schüler einen PC auseinander genommen, ihnen die Festplatte und weitere Bestandteile gezeigt und erklärt, wie das ganze funktionierte. Das hatte Nora gefallen. Sie hatte gelernt, die Software aktuell zu halten und die notwendigen Sicherheitsprogramme zu installieren, und am Schluss war sie in der Lage, die drei Maschinen der Kanzlei samt Drucker über ein Funknetz miteinander und mit dem Internet zu verbinden.

Indessen gab es beim Informatikbetrieb immer wieder Störungen. Daniel hatte ihr erklärt, die Systeme seien nicht derart ausgereift, dass sie stabil arbeiteten – was immer das bedeutete. Nora hatte jedoch schnell gemerkt, dass die notwendigen Informationen für die Lösung alltäglicher Probleme im Internet gut zugänglich waren.

Gab es ein grösseres Problem, fiel etwa das ganze Funknetz aus oder blieb eine Maschine hängen, wandte Nora Daniels erfolgreichstes Rezept an: die Geräte abzuschalten und wieder zu starten. Und erst wenn auch das nicht funktionierte, rief sie ihn an.

Jetzt gab Daniel ihr den Rat, sich weiter zu bilden. „Das müsste dein Chef einsehen. Ich werde nicht immer da sein, um zu helfen. Du solltest also die nächste Kursstufe in Angriff nehmen, und danach in der Lage sein, einen PC neu zu installieren und die Netzwerkprobleme zu lösen.“

Nora zweifelte daran, dass dieser Vorschlag realistisch war. Erstens traute sie sich selbst eine weitere Entwicklung nicht zu. Vielleicht, wenn sie zwanzig Jahre jünger gewesen wäre. Und zweitens würde

Grief nicht einsehen, wozu er in Noras Weiterbildung investieren sollte, denn schliesslich hatte die Kanzlei mit ihren Informatik-Anwendungen keine Probleme.

Nora erschien um halb acht und schloss die Kanzlei auf. Sie war immer die erste. Aus diesem Grund hatte sie einen eigenen Schlüssel bekommen. Allerdings musste sie zuvor ein in schönster Juristensprache verfasstes Dokument unterschreiben, in welchem ihr für den Fall, dass sie den Schlüssel missbrauchte oder verlor, ernste Folgen angedroht wurden.

Sie schaltete das Licht ein. Vor den Fenstern lag immer noch die Düsternis eines verregneten Herbstmorgens. Die Beleuchtung erfolgte indirekt. Nach der Pensionierung seines Schwiegervaters und Partners, Rechtsanwalt Nagel, hatte Grief die Räumlichkeiten neu gestalten lassen. An den Wänden hingen abstrakte Gemälde, und es standen Sockel mit ebenso modernen Skulpturen im Raum. Die Möbel stammten von USM-Haller.

Nora schloss den Archivraum auf. Auch für den hatte sie einen Schlüssel. Das einzige, das ihr verschlossen blieb, waren die Büros der Rechtsanwälte. Doch waren die Herren, Grief inbegriffen, so nachlässig, dass sie meistens vergassen, die Türen abzuschliessen. Nora schaltete das Funknetz sowie den Drucker ein. Sie kontrollierte, ob der Drucker über genügend Tinte und Papier verfügte. Hierauf fuhr sie ihren Computer hoch. Einmal hatte sie, als Dienstleistung, Saskias Maschine ebenfalls gestartet. Saskia hatte sich dies verboten, aber nicht bei Nora selbst. In solchen Fällen wandte sie sich immer an den Chef. Grief hatte Nora zu sich gerufen und mit-

geteilt, an Saskias Computer habe sie nichts zu suchen. Nora war mit hochgezogenen Augenbrauen stehen geblieben. „Was?“ hatte Grief gebellt. Ob sie denn Saskias Computer nicht mehr warten müsse? hatte Nora gefragt. Grief hatte kurz überlegt und dann angeordnet, dass sie das künftig mit Saskia zusammen tun müsse. Saskia werde die Befehle gemäss Noras Instruktionen eingeben. Nora war das egal, doch machte die Prozedur Saskia nervös.

Um viertel vor neun kam Saskia, und um neun Grief. Er trug heute seinen dunkelblauen Anzug mit Nadelstreifen. Das hiess, er musste entweder zum Gericht, oder er traf einen wichtigen Kunden. Er schwenkte einen Katalog und stellte sich damit am Empfangskorpus bei Saskias Schreibtisch auf. Saskia sprang sogleich hoch und gesellte sich zu ihm. Grief wünschte eine kleine Sitzgruppe für sein Büro, und die beiden vertieften sich eifrig in die Möbelschau. Auch Griefs Büro war mit USM-Mobiliar ausgestattet, bis auf einen prachtvollen, antiken Tresorschrank aus Metall. Der Safe hatte eine glänzende, schwarze-Oberfläche, ein vergoldetes Schlosse, vergoldete Füsse und einen vergoldeten Aufbau mit Blumenmotiven. Grief war mächtig stolz auf des Stück. „Die Sitzgruppe kommt vor den Safe zu stehen, sie muss auf jeden Fall dazu passen“, rief er.

Als sie ihre Wahl getroffen hatten, trat Nora zu Grief und fragte ihn, ob er kurz Zeit habe. „Bitte“, sagte Grief mit gönnerhafter Miene, „was kann ich heute für Sie tun?“ Nora war es peinlich, dass Saskia mithörte. Also erklärte sie den beiden, es wäre gut, wenn sie einen Vertiefungskurs in Informatik besu-

chen könnte. Das Gebiet entwickle sich laufend weiter, und manchmal träten bei der Wartung Probleme auf, bei denen sie bisher ihren Neffen um Rat gefragt habe, doch der habe zunehmend weniger Zeit. Saskias blickte Grief zweifelnd an, und dieser sagte, er werde es sich überlegen. Nora kehrte in ihre Ecke zurück und widmete sich ihrer Schreibearbeit.

\*

Die Kanzlei belegte ein Stockwerk in einem umgebauten Wohnhaus aus der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert. Die Wohnung war gekonnt umgebaut worden. Nun bestand sie aus einem grossen Raum mit dem Empfang und den Arbeitsplätzen von Saskia und Nora. Daran schlossen sich ein Sitzungszimmer an, Griefs Büro, zwei weitere Büros für die Rechtsanwälte – das eine für Rechtsanwalt Nagel reserviert, obschon er fast nie mehr erschien, das zweite für einen jungen Mitarbeiter – , der Archivraum sowie die Teeküche mit Toilette.

Die Decken der Kanzleiräume trugen noch immer die ursprünglichen Stuckaturen. Auch die Böden hatten gerettet werden können bis auf einen geschickt imitierten Streifen an der Stelle, wo im Empfangsraum eine Wand entfernt worden war. Sie bestanden aus französischem Fischgratparkett. In der ehemaligen Küche und im Bad lagen Jugendstilfliesen. Von der ehemaligen Küche war der Archivraum abgetrennt worden. Das Bad hatte die ursprüngliche Grösse. Weil die Badewanne entfernt worden war, verfügte die Kanzlei nun über eine Toilette der

Grösse von Noras Schlafzimmer. Klosett und Lavabo waren originale Stücke – in der Klosettschüssel prangte die Schrift „Hanley, England“. Die goldglänzenden Armaturen waren allerdings passende Imitate.

Saskias Schreibtisch stand bei der Türe zu Griefs Büro. Sie nahm die Anrufe entgegen, erledigte Griefs Korrespondenz, schrieb sämtliche Verträge und stand ihm als Gesprächspartnerin zur Verfügung. Es schien als könne Grief erst eine Entscheidung treffen, wenn er den Vorgang mit Saskia besprochen hatte. Sie wiederum hielt ihn über alles auf dem Laufenden, was ihr wichtig erschien. Manchmal sprang sie auf, lief zum Drucker, holte sich ein Mail und stürmte damit in Griefs Zimmer. Sie hätte es genau so gut in die Briefmappe legen können, die sie Grief zweimal am Tag auf den Schreibtisch legte. Sie hatte sich jedoch angewöhnt, sämtliche Mails als dringliche Meldungen zu behandeln, denn „sonst hätten die Leute ja einen Brief geschrieben.“ Wenn ihr etwas pikant vorkam, schloss sie hinter sich die Bürotür, und Nora sah die beiden durch die Glastüre lachen und grimassieren. Wenn Saskia dann herauskam, glühte das Lächeln auf ihrem Gesicht noch nach. Es war deutlich, dass sie mit ihm zusammen die Kanzlei betrieb, und nicht einmal Griefs pensioniertem Schwiegervater und Partner der Kanzlei Nagel & Grief kam eine ähnliche Bedeutung zu.

Nora bezogen sie bei den juristischen Geschäften nicht ein, doch bekam diese das meiste mit, da sie die Protokolle der Kundengespräche ab Diktiergerät ausfertigte und die Plädoyers ins Reine schrieb. Und

wenn sie die Akten eines abgeschlossenen Falls ordnete und ablegte, versäumte sie nicht, das ganze Dossier durchzublättern. Dann sah sie auch die Mails und fand sie allesamt belanglos und keineswegs geeignet, Heiterkeit hervorzurufen.

Um zehn Uhr bereitete Nora den Kaffee für alle, und während sie in der Teeküche beschäftigt war, kam ein Gast. Es handelte sich um eine elegante, gut aussehende Frau, etwa zehn Jahre jünger als Nora. Auf Nora wirkten die beiden Frauen – Saskia und die Klientin – uniformiert. Beide trugen einen eleganten Hosenanzug, die Frau in beige, Saskia in schwarz. Beide waren schlank mit weiblichen Kurven, nur die Frisuren waren unterschiedlich. Saskia trug ihre blonden, langen Haare in einen Rossschwanz gebunden, während die dunklen, glatten Haare der Klientin als Bob-Frisur gestaltet waren. Zumindest glaubte Nora, dass dies die Bezeichnung einer solchen Frisur war. Seit ihrer Jugend hatte sie sich nicht mehr um Haarstile gekümmert. Saskia komplimentierte die Frau ins Sitzungszimmer und befahl Nora, dem Gast auch sogleich einen Kaffee anzubieten.

Nora betrat mit dem Kaffee das Sitzungszimmer. Die Frau stand auf und begrüßte sie, wozu Nora bemerkte, sie sei nur die Hilfskraft. „Ach was“, sagte die Frau, „Sie bringen den Kaffee, das ist für mich jetzt das Wichtigste. Übrigens, ich bin Annie Jeanne-  
ret.“

Nora war sogleich von der ganzen Erscheinung beeindruckt, von der Eleganz und der Selbstsicherheit. Einfach souverän, dachte sie, so möchte ich auch sein. Als sie an ihren Platz zurückkehrte, sah sie sich

flüchtig in einer der Glastüren gespiegelt. Welch ein Kontrast! Sie selbst war korpulent, grauhaarig, verwendete nur notwendigste Kosmetik und war bequem und ohne Geschmack gekleidet. Ich bin eine graue Maus, dachte sie resigniert, und werde es immer bleiben.

Grief begab sich ins Sitzungszimmer, während Saskia mit der Mitteilung auftrumpfte, „ein Erbschaftsstreit, es gibt zwei Testamente.“ Das tat sie sonst nie, sodass Nora dachte, sie ist von Frau Jeanneret ebenso beeindruckt wie ich.

Am Schreibtisch sitzend tat sie nur so, als ob sie arbeitete. Das Erlebnis wirkte nach. Frau Jeannerets Erscheinung hatte etwas ausgelöst. Nora war ein ruhiger Mensch, doch nun hatte eine ungewohnte Unruhe sie erfasst. Es hatte mit dem Kontrast zwischen ihr und Frau Jeanneret zu tun. Was ist los? dachte sie. Ich habe mir nie gewünscht, anders zu sein als ich bin. Habe es nie für nötig oder wünschbar gehalten, mich zu verändern. Und jetzt das. Plötzlich nahm sie sich selbst wahr. Das ginge ja noch, aber die Pointe war, dass ihr das, was sie wahrnahm, nicht gefiel.

Sie drängte die Gedanken beiseite. Ach was, lassen wir doch den Kontrast einfach bestehen, dachte sie, und begann zu schreiben.

Grief kam nach einer Stunde heraus, verabschiedete Frau Jeanneret und sagte, „ich lasse Ihnen unser Gesprächsprotokoll in den nächsten Tagen in die Bank bringen.“

„Lassen Sie sich ruhig Zeit, es eilt nicht. Ich bin den ganzen September abwesend. Es reicht, wenn ich

das Protokoll anfangs Oktober bekomme. Ich melde mich nach meiner Rückkehr bei Ihnen“, sagte Frau Jeanneret, lächelte Grief, dann Saskia, dann Nora zu und verliess die Kanzlei.

Eines Morgens entdeckte Nora an der Tramhaltestelle einen an die Wand des Wartehäuschens geklebten Zettel: JASMIN HEILT SIE DURCH HAND AUFLEGEN, daneben das Bild der jungen Frau mit dem schmerzenden Ohr. Unerhört, dachte Nora und beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie meldete sich bei Jasmin an und beklagte sich über Kreuzschmerzen. Diese suchten sie seit zwei Jahren immer wieder heim und plagten sie jeweils ein paar Tage – kürzer, wenn sie ein Ibuprofen schluckte oder den Rücken mit Pferdesalbe einrieb.

Nora war deswegen beim Arzt gewesen. Der hatte keine Ursache gefunden. „Vermutlich nehmen Sie manchmal beim Schlafen oder beim Sitzen eine schlechte Haltung ein. Ein Gymnastikprogramm würde Ihnen gut tun.“ Doch davor scheute Nora zurück.

Die junge Frau empfing Nora in ihrer Wohnung. Diese lag in einem modernen Wohnblock ganz in der Nähe. Nicht verwunderlich, denn sie stiegen beide an derselben Haltestelle ins Tram. Am Fenster einer Wohnung in der ersten Etage hing ein selbstgemachtes Plakat mit demselben Text wie an der Haltestelle. Laut Türschild hiess Jasmin schlicht Eveline Kunz. Der Name „Jasmin“ war daneben aufgeklebt.

Sie hatte sich auffällig verändert. Ihre aschblonden Haare glänzten nun hennafarben, und sie trug ein weisses, bis zu den Knöcheln fallendes Kleid. Sie lächelte einladend, ergriff Noras Hand mit warmen

Händen und führte sie in ein Zimmer mit einem niedrigen Bett und bunten, amateurhaft gemalten Mandala-Darstellungen an den Wänden. Jasmin bat Nora, sich auf dem Bett auszustrecken, „bitte auf den Bauch“, und legte ihr die Hand aufs Kreuz. Nach einer Weile waren die Schmerzen verflogen. Nora zahlte fünfzig Franken und fragte, ob sie wieder kommen dürfe, wenn sich die Schmerzen meldeten. „Aber nein“, lachte die Handauflegerin, „das ist nicht nötig, denn Sie können sich selbst auf diese Weise heilen. Sie müssen nur wollen und fest daran denken, dass Sie den Schmerz aus ihrem Körper hinaustreiben. Nur wenn das nicht funktioniert, sind Sie mir wieder willkommen.“

Beim Hinausgehen entdeckte Nora an einer der Zimmertüren ein weiteres Plakat mit dem Text: „Ihr Horoskop. Astrologie bietet Ihnen vielleicht mehr als Sie denken.“

Nora fragte, ob Jasmin auch Sterndeutung betreibe.

Jasmin lachte. „Ich nicht. Aber meine Mutter befasst sich schon lange damit. Jetzt haben wir uns zusammengesetzt. Jeden Mittwoch kommt sie hierher und empfängt Kunden, die sich auf ihrer Website gemeldet haben.“

Allerhand, dachte Nora auf dem Heimweg. Nun, der erste Teil ihres Experiments war gelungen. Jetzt kam der zweite Teil. Vermochte sie sich selbst zu heilen? Sich selbst heilen, und womöglich anderen Menschen helfen? Nora dachte darüber nach und fand, so etwas möchte sie tun. Der Funke breitete sich in ihr aus. Plötzlich hatte sie Lust, ein neues Leben an-

zufangen. Nora liebte ihr Leben nicht, sie nahm es als gegeben hin, schliesslich musste sie sich ernähren. Der Funke erlosch sofort wieder. Denn zu denken, sie könnte etwas unternehmen und ihr Leben ändern, war viel zu gewagt. So etwas ziemte sich für jemanden wie sie nicht.

\*

Die Kreuzschmerzen traten nach einem Tag wieder auf, Nora legte zuerst die eine, dann die andere Hand, dann beide aufs Kreuz, blieb fünf, zehn, zwanzig Minuten, am Wochenende eine ganze Stunde in dieser unbequemen Stellung und malte sich aus, der Schmerz sei eine Flüssigkeit, die von den Händen aus ihrem Körper gepresst wurde, ihr durch die Finger rann und in die Erde zurückkehrte, in der nicht nur alle Glückseligkeit, sondern auch aller Schmerz lagerte. Ohne Erfolg. Am Ende fand sie enttäuscht heraus, dass der Greis seine heilende Kraft nur Jasmin vermittelt hatte, und diese konnte sie nicht mehr weiter übertragen. Oder traf vielleicht zu, dass sich Nora aus Zaghaftheit eine derartige Fähigkeit, die sie zu einem neuen Menschen gemacht hätte, gar nicht zutraute? Bei Jasmin hatte es funktioniert, bei Nora nicht. War es etwa so, dass sie nicht an sich glaubte?

Nach dieser Übung machte sie einen langen Spaziergang, der sie über die Felder und durch Waldstücke am Rande der Stadt führte. Die frische Herbstluft klärte ihre Gedanken. Sie schämte sich über den Einfall, alle Glückseligkeit und aller Schmerz lagerten in

der Erde. Das ist mystisch, und Mystik passt einfach nicht zu mir, dachte sie. Und an das Heilen durch Handauflegen hatte sie, nüchtern betrachtet, nie geglaubt. Es hatte ja auch nicht funktioniert. Nach einem kurzen Effekt, den Nora sich mit Suggestion erklärte, waren die Schmerzen wieder gekommen – genau gleich, wie wenn sie gar nichts unternommen hätte.

Nora verstand jedoch, dass die Menschen an Mächte glauben wollten, welche ohne eigene Anstrengung, einfach weil man daran glaubte, ihr Los linderten. Glaube und Aberglaube entstanden aus der Hoffnung, der Mühsal des Lebens zu entkommen. Dagegen gab es nichts einzuwenden.

Und dass es bei Jasmin funktioniert hatte, bezweifelte sie jetzt. Vermutlich hatte ein Arzt ihre Ohrenentzündung mit Antibiotika geheilt, aber aus dem Vorfall mit dem Greis hatte Jasmin ihr Geschäftsmodell entwickelt.

Nora fand, sie habe eine anregende Erfahrung gemacht, die sie jetzt zu den Akten legen könne, aber irgend etwas blieb in ihr hängen. Hatte sie nicht einen Augenblick lang gewünscht, ein neues Leben anzufangen? Sie erinnerte sich an den Kontrast zwischen ihr und Frau Jeanneret. Auch dabei war ihr der Gedanke gekommen, sich zu verändern. Sie begann sich zu vergleichen, was sie bisher nie getan hatte. Ihr dämmerte, dass sich in ihr eine anhaltende Unzufriedenheit breit machte.

Das blieb nicht ohne Folgen. Nora merkte, wie sie bei der Arbeit unwillig wurde.

Einmal schnauzte sie Saskia an, als diese nicht be-

greifen wollte, mit welchen Handgriffen sie ihr Betriebssystem aktualisieren musste. „Du fragst immer dasselbe, wann bleiben eigentlich diese einfachen Prozeduren in deinem Hirn hängen?“ schrie sie die Assistentin an.

Saskia war verstört. Von Nora zusammengestaucht zu werden? Ihr kamen die Tränen. Sie blickte Nora an, offenbar nahm sie sie zum ersten Mal als etwas anderes als einen Einrichtungsgegenstand wahr. Und dann tat sie das einzig Vernünftige. Sie sagte: „Hör mal, ich kenne mich wirklich nicht aus, und es wäre wirklich besser, du wartest meinen Computer künftig ohne mich. Kannst du das am Abend erledigen, wenn ich gegangen bin? Ich lasse ihn eingeschaltet, dann brauchst du mein Passwort nicht.“

Nora sagte, „so machen wir es“ und ging an ihren Platz zurück. Sie war durcheinander. Einerseits war ihr der Gefühlsausbruch unangenehm. So durfte man sich einfach nicht gehen lassen. Andererseits spürte sie einen leisen Triumph, weil sie etwas gewonnen hatte.

Der Triumph war nicht von Dauer. Die Unzufriedenheit nahm Nora wieder in den Griff, vermischt mit Resignation und Niedergeschlagenheit. Sie begann, sich und ihr Leben ungeschminkt zu beobachten und beschloss, das, was sie herausfand, in einem Tagebuch zu notieren. Noch am selben Tag kaufte sie sich in einer Buchhandlung an der Bahnhofstrasse ein luxuriöses Moleskine-Notizbuch, dessen Preis ihr dem wichtigen Vorhaben angemessen erschien.

Sie schrieb über sich in der dritten Person:

Nora Siebner ist eine fünfzigjährige (sie steht einen Monat vor diesem Geburtstag!) ledige Frau. Sie arbeitet als Sekretärin bei der Kanzlei Nagel & Grief im Stadtzentrum, unweit der Bahnhofstrasse. Ist sie durch einen Arbeitsplatz in einer solchen Umgebung privilegiert? Nicht wirklich. Niemand hält sie deswegen für eine aussergewöhnliche Frau. Sie bewohnt eine bescheidene Zweizimmerwohnung in einem Aussenquartier. Ihre Vermieterin ist Frau Häuptli. Ihr gehört der ganze, genau besehen eher dürftige Wohnblock aus den 1960er Jahren. Den kaufte ihr verstorbener Mann, ein Klempnermeister, als Altersversorgung für eine Gattin, die den Status als Immobilienbesitzerin eindeutig genießt. Auch wenn die Wohnungen kümmerlich sind: Frau Häuptli hat immer ein volles Haus, da – das muss Nora zugeben – die Mieten für eine Wohnung auf Stadtgebiet noch bezahlbar sind. Das Kind Daniel verstand übrigens den Namen als „Räupli“, und seitdem nennt Nora ihre Vermieterin „die Raupe“. Denn wie eine solche kriecht sie im Haus herum und belauert ihre Mieter, um diese beim geringsten Verstoß gegen die Hausordnung zeternd zu massregeln.

In der Freizeit liest Nora Romane aus der Quartiersbibliothek und schaut sich Spielfilme am Fernsehen an. Sie hört gerne klassische Musik, am Radio oder von CDs. Konzerte besucht sie nicht, sie sind ihr zu teuer. Sie treibt keinen Sport. Eigentlich ist sie zu

dick, hat eine unvorteilhafte Figur und legt wenig Wert auf ihr Äusseres. Sie befindet sich in den Wechseljahren, und das ist ihr egal. Ihre grauen Haare trägt sie kurzgeschnitten, weil das geringen Aufwand bei der Haarpflege bedeutet.

Alles in allem ist sie ein unauffälliger, durchschnittlicher Mensch. Wie steht es mit ihrer Intelligenz? Sie hat das Gymnasium angefangen, hat dieses aber trotz guter Noten aufgegeben, zur Erleichterung ihrer Eltern, stellt sie heute fest. Warum hat sie das getan? Es geschah aus einem Widerstand heraus, weil sie sich nie angenommen gefühlt hatte. Überhaupt, die lange Ausbildung, das Studium, der Status: Sie hat immer stärker gefühlt, dass das nichts ist für jemanden wie sie. Also machte sie eine kaufmännische Lehre.

Warum eigentlich bekam sie das Gefühl, fehl am Platz zu sein? Ihr Vater war Zeit seines Lebens einfacher Briefträger, ihre Mutter Näherin gewesen. Die Väter ihrer Kollegen waren Doktoren, Direktoren, Bankiers – mindestens Prokuristen. Im Jahr 1980 spielte das alles zwar keine Rolle mehr. Niemand sagte, du gehörst nicht hierher. Nur sie selbst sagte das. Schon allein wegen der Sprache der anderen. Siebners besaßen ein Dutzend Bücher im Wohnzimmerschrank (das Bücherabteil kleiner als die Hausbar, erklärlich, weil ihr Grossvater einen Obstgarten besessen und eifrig Schnäpse gebrannt hatte). Heute, nach dreissig Jahren intensiven Lesens, besitzt sie die Gewissheit, dass sie die deutsche Sprache beherrscht. Eigentlich befraut – halt, wenn jemand neue Begriffe einführt, dann ist das bestimmt nicht Nora Siebner.

Kommen wir zu Noras beruflicher Karriere. Karriere? Zwar hat sie bei jedem Stellenwechsel ausser beim letzten dazu verdient, und in jeder Anstellung ist sie länger geblieben als an der vorherigen. Aber von Karriere keine Spur. Angefangen hat sie im Büro eines Elektromeisters. Dort lernte sie auch ihren Verlobten Franz kennen. Wegen Franz wechselte sie zu einem anderen Handwerksbetrieb. Die dritte Stelle – ihre beste – hatte sie bei einer Speditionsfirma, die aber um die Jahrtausendwende leider pleite ging. Und hernach stellte sie Rechtsanwalt Nagel in der Kanzlei Nagel & Grief als kaufmännische Hilfskraft an.

Sie beherrscht ihr Fach, kein Zweifel. Sie erledigt Schreibaarbeiten effizient und führt auch die Buchhaltung der Kanzlei (pro Monat kaum fünfzig Buchungen!), und seit einigen Jahren besorgt sie die Wartung der Informatikgeräte.

Die Wartung der Informatik der Kanzlei gehört zu ihren Aufgaben, weil sonst in der Kanzlei niemand dazu Lust hatte. Das scheint der rote Faden in ihrem Pflichtenheft zu sein. Immerhin konnte sie bei Grief einen Kurs dazu herauschinden. Die Ansprüche der Kanzlei gehen nicht über die Office-Funktionen sowie ein drahtloses Netzwerk hinaus. Dank Daniels Unterstützung bewältigt Nora auch diese Aufgabe problemlos.

Das Verhältnis zu ihrem Chef und zu dessen Assistentin und rechter Hand ist eher schlecht. Klar ist, sie gehört nicht zum Team. Sie dient einem Mann, in dessen Augen sie jederzeit ersetzbar ist. Als Rechtsanwalt Grief die Kanzleileitung von seinem Schwiegervater und Partner Nagel übernahm, rief er sie in

sein Büro, liess sie vor seinem Schreibtisch stehen und erklärte ihr, er sei auf Mitarbeiter angewiesen, mit denen die Chemie stimme. Wenn Nora also das Gefühl habe, die Chemie stimme nicht, solle sie besser gehen. „Take it or leave it“, sagte er. Nora nahm sich das zu Herzen und machte die Chemie stimmig durch völlige Neutralisierung ihrer Person. Zur Belohnung darf sie von Zeit zu Zeit hören, dass an ihren Leistungen nichts auszusetzen ist.

Und was tut sie in der Freizeit, ausser Lesen, klassische Musik hören und Spielfilme ansehen? Sie reist gerne, aber entsprechend ihrem Budget nicht so oft wie sie möchte. Jedes zweite Wochenende verbringt sie bei der Familie ihres Bruders Thomas in einem Dorf in Stadtnähe. Das bedeutet nicht, dass das Verhältnis zur Familie ihres Bruders spannungsfrei ist. Aber alle finden sich zurecht.

Und eine Beziehung zu einem Mann? Sie hat, als sie jung war, einige Affären gehabt. Zuvor gar eine Verlobung, die geplatzt ist. Eine bleibende Beziehung ist nie daraus geworden. Ungeschminkt: Männer, die sie interessant fand, konnte sie nicht einfangen. Und jene, die um sie warben, langweilten sie zu Tode. Somit keine Lebensbeziehung. Nicht einmal eine Mutterschaft kann sie vorweisen. Wenigstens ist sie Taufpatin ihres Neffen Daniel und hat somit Kontakt zur nächsten Generation.

\*

Das Tagebuch war eine aufwühlende Neuheit. Nora hatte bisher ihre Umwelt genau beobachtet, da-

raus Schlüsse gezogen und Erkenntnisse gewonnen. Aber auf sich selbst hatte sie die Erkenntnisse nie angewandt – wie wenn da ein Tabu gewesen wäre. Sie hatte viele Romane gelesen, die ihr die verschiedensten Lebensentwürfe anboten. Aber auch daran hatte sie ihr eigenes Leben nicht gespiegelt. Nun befasste sie sich mit sich selbst, und den ganzen Vorgang hielt sie in einem Tagebuch fest.

Wie ein Teenager, dachte sie. Ich fahre dort weiter, wo ich am Gymnasium aufgehört habe. Wäre mein Leben anders verlaufen, wenn ich schon früher darüber nachgedacht hätte? Natürlich habe ich nachgedacht, wenn eine Wendung bevorstand. Als ich das Gymnasium aufgab und mich für die Lehre entschied; jedesmal wenn ich eine neue Stelle antrat – was schon lange her ist, seit siebzehn Jahren bin ich bei Grief; als ich zu Hause auszog und einen eigenen Hausstand gründete. Aber das ist alles an der Oberfläche geschehen, das waren Notwendigkeiten, die sich ergeben haben. Sie haben meine Existenz nur äusserlich geformt, ihr einen Rahmen gegeben. Was darunter lag, habe ich ausgeblendet.

Dann wurde Nora sich ihrer Krise bewusst. Verwundert dachte sie darüber nach. Es war eine neue Erfahrung. Ihr bisheriges Leben war stabil verlaufen, immer in denselben Bahnen, mit alltäglichen Erfolgen und Misserfolgen, alles erträglich. Das lag daran, dass sie für sich gar nie etwas gewollt hatte. Sie hatte sich im Leben keine Ziele gesetzt. Sie hatte eisern geglaubt, ihr stünde nicht zu, etwas zu wollen, was ihr nicht zugeteilt worden war. Damit hatte sie sich Zufriedenheit verordnet. Krisen waren etwas für unzufriedene Menschen.

Die Krise hatte sich allmählich herangeschlichen und war grösser geworden. Sie kam Nora schliesslich vor wie eine riesige schwarze Wolke in ihrem Kopf, eine aufdringliche Mahnung, die besagte, dass sie nicht glücklich war. Als die schwarze Wolke ihren Kopf ausfüllte, tauchten Fragen auf. Wozu das Ganze, wo liegt der Sinn in meinem Leben, spielt es eine Rolle, ob es mich gibt oder nicht? Ja, gibt es mich überhaupt? Zuerst tröstete sie sich mit der Einsicht, ich bin in die Existenz geworfen worden, die das getan haben, sollen die Sinnfrage klären. Aber das half nicht, die Fragen quollen aus der schwarzen Wolke und bedrückten sie.

Sie horchte in sich hinein in der Hoffnung auf Antworten, die plötzlich alles auflösten und ihr Erleichterung schenkten. Statt dessen geriet sie immer tiefer in eine schwermütige Stimmung. Die Fragen tauchten zu Recht auf.

Gleichzeitig wurde sie von einer anhaltenden Unruhe geplagt. Sie wälzte sich nachts schlaflos im Bett und konnte nicht ausdrücken, was ihr fehlte, was sie störte, was sie am Schlaf hinderte. Das Schlimmste war: sie konnte nicht mehr klar denken und die Lage ergründen.

Dann nahte ihr fünfzigster Geburtstag. Ihr Bruder drängte sie, ein Familienfest zu veranstalten. „Du lädst uns alle in euer grosses Quartierrestaurant ein, dann kommt auch Vater wieder mal unter die Menschen.“ Nora hatte keine Lust auf Menschen. Sie nahm sich vor, dem Symbolgehalt zu widerstehen, aus der Familientradition auszubrechen und auf eine Feier zu ihrem Fünfzigsten zu verzichten. Statt dessen würde sie das Jubiläum mit einer guten Flasche Wein im Alltag ersäufen.

Doch die schwarze Wolke in ihrem Kopf drängte auf Entscheidungen. Nora beschloss, sich eine Aufgabe zu stellen. Sie beantragte bei Grief eine Woche Ferien. Es folgte dasselbe Ritual wie immer. Grief meldete Bedenken an. Gerade jetzt laufe ein wichtiger Prozess, da könne er nicht auf die Schreibkraft verzichten. Wie immer sagte Nora nichts dazu. Grief selbst brachte die Einwände, die sie hätte äussern können: „Aber eigentlich haben wir immer diese viele Arbeit, es gibt kaum je eine Woche, in der wir auf Sie verzichten können, und es ist ja nur etwas mehr als eine Woche. Also, gehen Sie hin und nehmen Sie Ihre Ferien.“

Sie marschierte in ein Reisebüro und sagte, sie suche einen Ort im Süden mit einem langen, einsamen Strand.

Die Beraterin lachte. „So kurz höre ich es selten. Nun, in der zweiten Hälfte September dürften die meisten Strände eher leer sein. Die Saison ist vorbei. Allerdings kann ich Ihnen kein Badewetter mehr garantieren.“

Nora sagte, sie wolle nicht baden, sondern lange Spaziergänge machen. Und das Wetter spiele keine Rolle.

„Wie heisst es doch, es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur schlechte Kleider“, sagte die Reisefachfrau. „Aber da habe ich etwas für Sie, nämlich Port d’Alcudia auf Mallorca. Möchten Sie ein Hotelzimmer oder ein Appartement?“

Nora hatte, als sie die Floskel über das Wetter hörte, das Gesicht verzogen, sagte aber nichts. Sie entschied sich für ein Hotelzimmer und buchte Flug sowie Hotel und erhielt einen angenehm dünnen Reiseführer.

\*

Der Flughafen von Palma war riesengross, Nora lief bis zum Ausgang an unzähligen Ladengeschäften vorbei und fragte sich, wer all das Zeug kaufte. Den Bus nach Alcudia fand sie schnell. Die Fahrt dauerte eine Stunde. Sie betrachtete das Land, das von der sommerlichen Sonne ausgedörrt war. Der Bus fuhr durch kleinere Städte, aber sonst gab es vor allem Landwirtschaft, hin und wieder die sorgfältig zu-rechtgemachte Ruine einer ehemaligen Windmühle. Im Westen lag eine Bergkette. Die Sonne schien, und

Nora genoss das Licht. Das würde sie hoffentlich erhellen.

Das Hotel entsprach dem Standard. Alles daran wirkte langweilig, die Fassade mit ihren kleinen, gegen das Meer ausgerichteten Balkonen, der Empfang und auch die Umgebung. Es gab hier nichts Verspieltes, wichtig war das Funktionelle. Warum nicht, dachte Nora, mir genügt das, Hauptsache, dass ich es mir leisten kann. Sie wurde freundlich empfangen und richtete sich in ihrem kleinen Zimmer ein. Das Zimmer hatte eine Konsole für den Fernsehapparat, aber nirgendwo eine Schreibfläche. Dafür gab es auf dem Balkon einen kleinen Tisch. Hier werde ich mein Tagebuch nachführen, dachte Nora. Sie ging gleich an den Strand, um eine Stunde zu marschieren. Die Luft war angenehm warm, doch der Strand war kaum bevölkert. Sie hatte den Eindruck, es seien vor allem ältere Spanier unterwegs, die vermutlich die Nachsaison ausnutzten.

Jeden Tag lief sie stundenlang dem Strand entlang, barfuss auf dem nassen, angenehm kühlen Streifen, der immer wieder von den anrollenden Wellen benetzt wurde. Sie liess sich durchdringen von der lauen Luft und der blauen Helligkeit des Herbstes, und dachte über sich und ihr Leben nach. Sie sah den wenigen Menschen zu, die wie sie unterwegs waren. Spaziergänger, Hotelangestellte, die ihren Dienst am Strand verrichteten, die beiden Lebensretter, die das nahe Wasser kontrollierten, in dem kaum jemand badete. Alle schienen in ein zielgerichtetes Leben eingebunden zu sein, vernetzt mit

anderen Menschen, während sie sich nur als Anhängsel sah, bei der Familie ihres Bruders und bei der Kanzlei. Eine Statistin ohne eigene Rolle, die dort zu stehen hatte, wo der Regisseur glaubte, den Raum auffüllen zu müssen.

Sie gelangte zum Schluss, dass ihr Leben sinnlos verlief, weil sie sich nie irgendein Ziel gesetzt hatte. Sie wusste nicht, wo die Reise hingehen sollte, ja, sie kannte nicht einmal die nächste Etappe dieser Reise. So einfach ist das, dachte sie verwundert. War es wirklich so? Leider, gab sie zu. Die Einsicht war um so schmerzhafter, als sie selbst daran schuld war.

Wollte sie denn nichts vom Leben? Natürlich wollte sie etwas. Sie getraute sich nur nicht. Nun spürte sie, dass sie etwas erreichen wollte, aber es war verschüttet, sie musste es an die Oberfläche holen.

Aber in welcher Richtung konnte sie sich verändern? Was konnte ein Ziel sein? Sie dachte alle Möglichkeiten durch, ohne Ergebnis. Mit ihrer kaufmännischen Ausbildung und Berufserfahrung und in ihrem Alter gab es kaum eine Möglichkeit für eine berufliche Weiterentwicklung. Es schien, als sei sie festgefahren. Sie war verzweifelt. Doch dann lief sie wieder lange dem Strand entlang, liess Licht und Luft und das in Wellen anrollende Wasser auf sich wirken und dachte, irgendeine Lösung muss es geben.

Und plötzlich gelangte sie auf banale Weise zu einem Wunsch. In einem Strandcafé schaute sie einer spanischen Familie zu. Ein Enkel erklärte seinem Grossvater den Gebrauch seines Tablets.

Bingo! rief sie, und fand, so etwas könnte sie auch tun. Eine derartige berufliche Beschäftigung würde sie erfüllen. Sie würde sich in die Informatik vertiefen. Eine Ausbildung auf sich nehmen. Als Daniel ihr das vor Wochen vorgeschlagen hatte, war sie skeptisch gewesen. Eigentlich war sie überzeugt, die Informatik sei eine Angelegenheit für junge Menschen. Aber warum eigentlich nicht für sie? Die Wartung der Computer der Kanzlei machte ihr Spass. Warum nicht eine Arbeit suchen, die ihr Spass machte?

Sie wusste, es würde nicht einfach sein. Aber dann lief sie zum Strand und liess die Weite des Meeres auf sich wirken. Die Weite machte alles klein, ihr Leben, ihr Schicksal, ihre Krise. Sie sagte sich: Ich bin sicher, dass ich es schaffen werde.

Nora kehrte zurück. Die blaue Helligkeit hatte die schwarze Wolke weg gedrängt.